

**11. Sommersymposium auf Sylt**  
vom 10. bis 14. August 2022

**Hand, handlich, göttlich -  
Erinnerung an ein wenig gewürdigtes Organ  
Kurze Erinnerungen  
von Wolfgang Teichert**

*Regenbogen über Klappholtal:  
In der klassischen Ikonografie ist die segnende  
Hand, gern aus dem Regenbogen der  
himmlischen Welt, Inbild für den nah-fernen  
Gott und seine Führung auf Erden.*

Foto: Gerd Hochapfel



Hand, handlich, göttlich - Erinnerung an ein wenig gewürdigtes Organ, so lautete der Titel des Sommersymposiums auf Sylt, das wir im September 2022 veranstaltet haben. Ehe nun das diesjährige Symposium beginnt, hier einige kurze Bemerkungen zur Erinnerung.

"Gott klingt wie eine Antwort, und das ist das Verderblichste an diesem Wort, das so oft als Antwort gebraucht wird. Er hätte einen Namen haben müssen, der wie eine Frage klingt." Dieser Satz des niederländischen Dichters Kees Nooteboom lässt vermuten, dass Theologie und Seelsorge so etwas sein können, wie die Kunst der leeren Hände, die Raum und Zeit offenhalten.

Wir jedenfalls haben morgens drei Lectures zu diesen Themen gehört:

1. Fühlhörner der Vernunft - Von öffentlichen und privaten Händen  
Prof. Dr. Jochen Hörisch (Mannheim)
2. Hat Gott keine anderen Hände als unsere? Dorothee Sölle -Kritik und Hommage  
Prof. Johanna Haberer (Großensee) und
3. Rehabilitation von Leere und Hoffnung  
Prof. Dr. Maike Schult (Marburg)

**1. Jochen Hörisch** hatte gerade seine Kulturgeschichte der Hände herausgegeben<sup>1</sup>. Hier auf Sylt erkundete er in seinem frei gehaltenen Erzählen die Übergänge von der „Hand Gottes“ zu jener von der „unsichtbaren Hand des Marktes“ bis hin zur

---

<sup>1</sup> Jochen Hörisch: „Hände. Eine Kulturgeschichte“. München. 2022

Unterscheidung von „privater und öffentlicher Hand“: „Private und öffentliche Hände stehen nicht nur miteinander im Widerstreit, gemeinsam schwächen sie auch den Glauben an die eine herrschende Gotteshand.“ Das Bild der unsichtbaren Hand findet Hörisch in einer Passage aus Wilhelm Raabes Roman „Chronik der Sperlingsgasse“ von 1855: „Wie traurig hat dieser Tag geendet! Ich wollte die Geschichte der armen Tänzerin über mir, die wir einst auf den Weihnachtsmarkt begleiteten, nicht erzählen, aus Furcht, diesem Bilderbuch eine dunkle Seite mehr zu schaffen; aber die unsichtbare Hand, welche die gewaltigen Blätter des Buches „Welt und Leben“ eins nach dem andern umwendet, mit ihren zertretenen Generationen, gemordeten Völkern und gestorbenen Individuen, will es anders als der kleine nachzeichnende Mensch.“ In vormodernen und vordemokratischen Zeiten, so Hörisch, war die klare Unterscheidung zwischen der privaten und der öffentlichen Hand kaum möglich. Denn die öffentlichen Staats- und Verwaltungsgeschicke lagen ja zumeist in der Hand einer regierenden Privatperson, die diesen ihren Status, als erwählte Privatperson über öffentliche Belange entscheiden zu können, auf Gottes Gnade und Ratschluss zurückführen konnte. Moderne, funktional ausdifferenzierte Gesellschaften hingegen verabschieden sich von solchen Homogenisierungstendenzen. Sie setzen auf binäre Unterscheidungen, wie die zwischen privater und öffentlicher Hand. Aber sie würden ihren religiösen Hintergrund nicht los werden, so die nachfolgende Diskussion. Das Beispiel des Wandels von der Bildsprache der Hand Gottes über die unsichtbare Hand bis hin zur öffentlichen bzw. privaten Hand zeige, dass die Hand in ihrer Körperlichkeit das allgemeine Bezugsbild so verschiedener Bereiche wie Religion oder Ökonomie bleibt.

Hände jedenfalls sind als greifbare Gliedmaßen auch in der Umgangssprache unverzichtbar: Ein Wort ist nicht zum Greifen nah, doch lässt es sich begreifen. Dieses Paradox der eigenen Versprachlichung mit der Körperlichkeit, gilt es weiter zu ergründen.

**2.** Dass Gott keine anderen Hände habe als die unseren, war eine der Spitzensätze der Theologin Dorothee Sölle. Sie habe, so **Johanna Haberer** in ihrem Referat, versucht, Gott von unten her zu denken. Nicht vom großen Himmelszelt her. Der allmächtige Gott hätte die Züge nach Ausschwitz anhalten müssen, habe Sölle formuliert. Sie suchte Gott in den Hütten der Armen, in den Augen der Gefolterten, in den leeren Händen der Trauernden. Gott versteckt sich schlecht, meinte sie. Er ist schlecht versteckt, in denen die unterdrückt und gedemütigt werden, in denen die Hilfe brauchen. Aber es gelte eben auch, so sagte Haberer kritisch zu Sölles Meinung zu Gottes Abhängigkeit von unseren Händen, dass es ein Gegenüber brauche, wie man ja auch sieht, wenn Dorothee Sölle sich dankend an die göttliche Adresse wendet. Diesem großen, ganz anderen „Du“. Das nicht thront, sondern mit uns leidet.

An ihre Kinder habe Dorothee Sölle einmal geschrieben<sup>2</sup>: „Vergesst das Beste nicht. Meine Schätze kann ich Euch nicht einfach vermachen: Gott lieben von ganzem Herzen, mit aller Kraft, aus ganzem Gemüte – in einer Welt voller Traditionsbrüche – das kann man nicht wie ein Erbe weitergeben...

Aber organisierte Religion hin, organisierte Religion her. Ich wünsche mir, dass Ihr ein bisschen fromm werdet. Ich meine damit, dass Ihr Gott manchmal lobt, nicht immer – das tun nur Schwätzer und Höflinge Gottes – aber doch manchmal, wenn Ihr glücklich seid, so dass das Glück ganz von selbst in die Dankbarkeit fließt... und ihr Halleluja singt – oder auch das indische Om.“

Johanna Haberer fügte noch ein Gedicht von Dorothee Sölle hinzu:

Du hast mich geträumt gott/ wie ich den aufrechten gang übe/ und niederknien lerne/ schöner als ich jetzt bin/ glücklicher als ich mich traue/ freier als bei uns erlaubt//

Hör nicht auf mich zu träumen/ ich will nicht aufhören mich zu erinnern/ dass ich dein baum bin/ gepflanzt an den wasserbächen/ des lebens. <sup>3</sup>

3. Mit zwei im Gedächtnis haftenden Bildern, verdeutlichte **Maïke Schult** ihre „Seelsorge der leeren Hand“:

Einmal die Bronzeskulptur von Alberto Giacometti „Hände, die Leere haltend“, zum anderen ein Holzschnitt von Gerhard Marcks „Hoffnung“.<sup>4</sup>

Bei Gerhard Marcks sitzt die Hoffnung da wie jemand, dessen Hoffnung sich zerschlagen hat. „Man weiß nicht ganz genau, wann dieses Bild entstanden ist. Ende 1944 vielleicht oder Anfang 45. In einem Dazwischen jedenfalls, kurz vor dem Ende des Zweiten Weltkriegs, kurz vor dem Ende der nationalsozialistischen Tyrannei, als noch kein Friede ist“. Gerhard Marcks hat wie viele Künstler unter dem NS-Regime gelitten. Gleich 1933 wurde er aus seinem Beruf als Kunstlehrer entlassen. Marcks war Lehrer am Bauhaus in Weimar gewesen. Später ging er nach Halle, an die Kunstschule Burg Giebichenstein, wurde dort Professor, Rektor sogar, und dann 1933 entlassen, weil er sich eingesetzt hatte für jüdische Kollegen. Er bekam Ausstellungsverbot. Seine Werke wurden beschlagnahmt und als „entartet“ verspottet. 1943 zerstörte ein Bombeneinschlag seine Berliner Galerie. Viele Werke sind verbrannt. Ein Jahr später entstand „Die Hoffnung“. Die Hoffnung sitzt sozusagen

---

<sup>2</sup> (*Vergesst das Beste nicht! Ursprünglich "Brief an Kinder" geschrieben für den Deutschlandfunk 1990; schriftliche Quelle: Sonderheft über Dorothee Sölle "Eine feurige Wolke in der Nacht" (Britta Baas und Johanna Jäger-Sommer Oberursel 2004)*)

<sup>3</sup> In: Loben ohne lügen, Dorothee Sölle, Berlin 2000, S. 12

<sup>4</sup> <https://www.ecosia.org/images?addon=firefox&addonversion=4.1.0&q=gerhard%20marcks%20holzschnitt%20hoffnung%20#id=F6ADD36C1A1E0E1E4659FB57329FECB29138FEA3>

in ihrem verkohlten Streichholzhaus. Man denke an die zerstörte Galerie, an die Bilder, die im Feuer verschwunden, ein Künstler vor den Trümmern seiner Arbeit, die Augen verschließend. Und doch, so die Referentin, habe Marcks nach dem Schrecken wieder ein Bild geschaffen und es „Die Hoffnung“ genannt. Bereits ein Jahr nach Kriegsende fährt er in das Konzentrationslager Bergen-Belsen. Er soll dort den Toten ein Denkmal errichten. Doch wie kann man einem unlesbaren Ort ein Zeichen setzen? Marcks schlägt eine leere Kapelle vor. Einen leeren Raum mit einem Schmerzensmann in der Apsis. Die Leere als Kapelle!

Das führt zu Giacomettis leeren Hände<sup>5</sup>. Denn nach Pandemie und jetzt Krieg in der Ukraine, werde, so Maike Schult, zunehmend bewusst, dass sich das Leben menschlicher Verfügbarkeit entzieht: Das Unverfügbare offenhalten, sei Aufgabe einer Seelsorge der leeren Hände.

Für das Gottesbild bedeute das, so hatte Maike Schult bereits auf dem Sommersymposium 2021 gezeigt: Man nähme Gott für den Moment - probeweise sozusagen - als ob es ihn und also Hoffnung gäbe, trotz leerer Hände. Wenn man nämlich auf Gott und die Welt im Modus des „als ob“ blicke, könne man aus festgefahrenen, dualistischen und antagonistischen Haltungen herausfinden. Man gewinne Distanz.

„Das gilt auch“, so Maike Schult „in Bezug auf religiöse Fragestellungen: nicht entweder Phantasie oder Realität, entweder Religion oder Vernunft, sondern sowohl als auch.“ Oder im Sinn von Luther: Zugleich gerecht und sündig, oder – wie im Glaubensbekenntnis „hinabgestiegen in das Reich des Todes und aufgefahren in den Himmel, wahrer Mensch und wahrer Gott“.

Übrigens wurde der Vorschlag von Marcks mit der leeren Kapelle abgelehnt!

**4.** Und hier meine *Schlussmeditation zur Klappholttaler Treppe*, die über die Düne direkt zu Strand und Meer führt: „Bei jedem auf diese Treppe gehen braucht es heute für mich die Hand, ein erster Moment des berührenden Kontakts, eine Bewegung der taktilen Annäherung, der suchend-tastenden Vergewisserung voran zum erwarteten Strand. Mit der Fokussierung dieser Szene dient die Hand weniger als Organ des Erzeugens, denn als Organ des Erkennens, Erforschens und Erfahrens der Wirklichkeit!

Dieser Wirklichkeitsbezug des Tastens ist Ausgangspunkt zahlreicher Reflexionen über Berührung geworden. Sie assoziieren mit der haptischen Berührung ein einzigartiges Erlebnis der „realen Gegenwart‘ des Daseins“ (Hartmut Böhme). Und der Tastsinn an der Treppe hat eine weit größere Bedeutung für die Entwicklung

---

<sup>5</sup> Bronzeskulptur von Alberto Giacometti. „Hände, die die Leere halten“ von 1934  
<https://i.pinimg.com/originals/33/c4/64/33c4649031f89ac5246af7bf7126132c.jpg>

des Glaubens an die Realität der Außenwelt als die anderen Sinne. Nichts überzeugt mich so sehr von ihrer Existenz wie auch von der Realität meines eigenen Leibes wie die, manchmal von Schmerz nuancierten, Zusammenstöße, die zwischen dem Leib und seiner Umgebung erfolgen. Man kann daneben treten, gar fallen, aber auch gehalten bleiben: Das Getastete ist das eigentlich Wirkliche, das zu Wahrnehmungen führt; das Spiegelbild hingegen, die Fata Morgana, wendet sich an das Auge, dem entspricht keine Realität.



Die bekannte Treppe in Klappholttal-  
Foto: Gerd Hochapfel